

Hermann Schick Johann Kaspar Schiller zum 200. Todestag

Am 7. September 1796 starb auf der Solitude über Stuttgart der herzoglich württembergische Obristwachtmeister Johann Kaspar Schiller. Er ist heute hauptsächlich noch bekannt als der Vater des Dichters Friedrich Schiller, doch er verdient Aufmerksamkeit schon wegen seiner eigenen Lebensleistung, die ihn als einen Mann von hoher Intelligenz und außerordentlicher Willensstärke ausweist. Sein 200. Todestag bietet Gelegenheit, an ihn zu erinnern.

Geboren wurde Johann Kaspar Schiller am 23. Oktober 1723 in Bittenfeld, einem kleinen Dorf, das heute nach Waiblingen eingemeindet ist. Er war das sechste überlebende Kind des Bäckers und Schultheißens Johannes Schiller und seiner Ehefrau Eva, einer geborenen Schatz. Nach ihm wurden dem Paar noch zwei weitere Kinder geboren, weshalb die Witwe mit acht unversorgten Kindern dastand, als Johannes Schiller mit noch nicht einundfünfzig Jahren plötzlich starb. Er hinterließ der Familie ein sehr mittelmäßiges Vermögen, wie der Sohn später schrieb. Angesichts dieser wirtschaftlichen Situation ist es überraschend, daß der kleine Johann Kaspar, der noch keine zehn Jahre alt war, bereits durch einen Hauslehrer Lateinunterricht erhalten hatte. Beim Tod des Vaters, so schrieb er später, konnte ich *schon artig schreiben, rechnen, deklinieren, konjugieren und den Donat brauchen*. Letzteres war die Grammatik, die auf den spätlateinischen Autor Aelius Donatus zurückging und jahrhundertlang das Standardwerk für den Lateinunterricht war. Der Vater muß also in dem Jungen eine besondere Begabung erkannt und diese gezielt gefördert haben. Seine Absicht war offenbar, den Sohn über das Landexamen in eine der württembergischen Klosterschulen zu bringen und von dort zum Studium in das Stift nach Tübingen. Schon beim Großvater des Dichters zeigte sich also jenes ehrgeizige Streben, das auch des Enkels jahrelange Bemühungen um die Anerkennung durch Goethe auszeichnete.

Nach dem Tod ihres Mannes mußte Eva Schiller sehen, wie sie mit ihren Schwierigkeiten fertig wurde. Zunächst verheiratete sie ihre drei älteren Töchter in den nächsten drei Jahren. Den Lateinunterricht konnte sie nicht mehr bezahlen, auch wenn wir uns bei dem Hauslehrer nicht einen ausgebildeten Pädagogen vorstellen dürfen, sondern eher an einen Theologen ohne Examen oder ohne Anstellung zu denken haben. Auf jeden Fall wurde der Junge

für die Feldarbeit gebraucht, und als er sich nicht fügen wollte, nahm ihm die Mutter die Grammatik weg. Mit der Hoffnung auf ein Studium war es also vorbei; und die zweitbeste Lösung, eine Ausbildung für den in Altwürttemberg höchst einflußreichen Schreiberberuf, kam auch nicht in Frage, vermutlich weil das Lehrgeld zu hoch gewesen wäre.

«Wundarzneikunst» –

*Lehre beim Klosterbarbier Fröschlin in Denkendorf
Gesellenjahre und Fortbildung in Lindau und Nördlingen*

Aber Johann Kaspar gab nicht auf, ständig lag er seiner Mutter in den Ohren, denn mit der Zeit war ihm auch klar geworden, welcher Beruf einerseits seinen Neigungen am ehesten entgegenkommen und ihn gleichzeitig in die Nähe eines akademischen Berufes bringen würde. Er wollte, wie er sagte, die Wundarzneikunst lernen. Im Jahre 1736 heiratete die dritte Tochter, Magdalene, und das jüngste Kind, Margarete, war nun auch schon acht Jahre alt und konnte der Mutter an die Hand gehen. Deshalb gab Eva Schiller 1738 schließlich nach und schickte den Fünfzehnjährigen zu dem Klosterbarbier Fröschlin nach Denkendorf in die Lehre. Die Wundarzneikunst oder Chirurgie war ein angesehenes Lehrberuf, der gern gewählt wurde, wenn ein Studium nicht möglich war. Sie versuchte vor allem, Wunden und Verletzungen durch mechanische Mittel zu heilen, wozu die Einrichtung von Brüchen und das Schienen, das Aufschneiden von Furunkeln und das Anlegen von Verbänden gehörte. Und da Johann Kaspars Lehrmeister der Klosterbarbier war, so hat er bei ihm gewiß auch das Rasieren gelernt, das Haarschneiden und vermutlich auch das Ziehen von Zähnen. Darauf deutet seine spätere Aussage, er habe öfter auch die verächtlichsten Arbeiten verrichten müssen.

Lieber wäre es Johann Kaspar Schiller gewesen, wenn er als Klosterschüler nach Denkendorf gekommen wäre. Nachdem dies aber nicht hatte sein können, bemühte er sich doch jetzt um den Umgang mit ihnen und war bedacht, bei den Schülern seine Lateinkenntnisse aufzufrischen. Später machte er auch die Bekanntschaft des Prälaten Philipp Heinrich Weißensee, von dem er einiges in Kräuterkunde gelernt habe. Es ist reizvoll, sich vorzustellen, wie der Lehrling des Klosterbarbiere beim Rasieren des Herrn Generalsuperintendenten

von diesem Unterweisung über die Heilkraft von Pflanzen erhielt. Vielleicht hat gar alles damit angefangen, daß der Lehrling den Prälaten geschnitten hat und das hervorquellende Blut gestillt werden mußte. Schon in seiner Lehrzeit sehen wir bei Johann Kaspar die Fähigkeit, sich in das Unvermeidliche zu schicken, jedoch ohne Resignation alle sich bietenden Gelegenheiten zum Vorwärtskommen zu nutzen.

Nach dem Brauch der Zeit und der Ausbildungsordnung nahm der Achtzehnjährige 1741 eine Stelle in Backnang an, wo er jedoch kümmerlich entlohnt wurde, denn *sehr mittelmäßig mit Kleidern und Wäsche versehen*, ging er ein Jahr später auf Wanderschaft und landete schließlich bei einem Chirurgen Seeliger in der Reichsstadt Lindau. Was er unterwegs gesehen oder welchen Eindruck etwa der Bodensee auf ihn gemacht hat, das hielt Schiller später nicht für mitteilungswürdig. Wir wissen nur, daß sein Arbeitgeber am Karfreitag 1743 starb und daß er selber von dort aus in seine dritte Stellung nach Nördlingen ging. Wieder bot sich hier eine Gelegenheit, die er ausnützte. Er freundete sich mit dem Sohn seines Arbeitgebers an und lernte mit ihm Französisch. Außerdem gingen sie gemeinsam zum Fechten. Diese beiden Fertigkeiten bedeuteten einen wichtigen Schritt hinaus aus jener engen Welt Altwürttembergs, in die er auf dem Weg durch Klosterschule und Stift hineingeraten wäre. Französisch war damals die Sprache der feinen Gesellschaft, und durch das Fechten hoffte man, eine gute Körperhaltung zu erlangen; beides war nötig, wenn man es in der großen Welt zu etwas bringen wollte. Deshalb zeigen diese Bemühungen, daß der nun Zwanzigjährige nicht bereit war, sich schon jetzt auf Dauer irgendwo niederzulassen und nichts anderes mehr zu tun als das, was er bis dahin gelernt hatte.

Von 1745 bis 1748 Feldscher eines Reiterregiments in den spanischen Niederlanden – Besuch in London

Im Herbst 1745 zog ein bayerisches Husarenregiment auf dem Weg in die Niederlande durch Nördlingen. Die Aussicht, mit den Soldaten andere Länder zu sehen, war gar zu verlockend, und nach kurzem Zögern eilte Johann Kaspar dem Regiment hinterher, um als Feldscher unter die Soldaten zu gehen. Zwar war für ihn keine Stelle frei, aber er durfte sich doch anschließen und kam so im November 1745 nach Brüssel. Schon damals gingen seine medizinischen Kenntnisse über die bloße Versorgung von Wunden hinaus, nach eigenem Bekunden verdiente er sich seinen Unterhalt mit einigen «Galanterie-Kuren», worunter man sich wohl die

Behandlung von Geschlechtskrankheiten vorzustellen hat.

In den folgenden drei Jahren finden wir Johann Kaspar hauptsächlich im Bereich entlang der heutigen Grenze zwischen Belgien und den Niederlanden. Er hat alles beschrieben, was er mitgemacht hat: Er war bei Belagerungen dabei, etwa von Brüssel und von Mons, er beteiligte sich am Kleinkrieg, er wurde gefangen und gezwungen, auf französischer Seite Soldat zu werden; dann fiel er den Kaiserlichen in die Hände und wurde als Spion verhört, konnte sich aber frei reden. Auf der Suche nach seinem Regiment ließ er sich bei einer Lazarett-Apotheke anstellen und mußte sich schleunigst verkleiden, als die Franzosen wiederkamen. Wiederholt geriet er in Lebensgefahr und konnte sich nur ganz knapp retten. Im Winter wurde dann die Kriegführung eingestellt, und die Truppen bezogen Winterquartiere.

Nach einem Jahr erhielt Johann Kaspar eine Feldscherstelle, mußte aber für die Ausrüstung Geld aufnehmen. Doch seine Kameraden haben sich so häufig in Krankheitsfällen an ihn gewandt, daß er die Schuld von 200 Gulden in weniger als einem Jahr tilgen konnte. Damit hatte er zwar sein Ziel erreicht und hätte zufrieden sein können, doch ganz glücklich war er damit auch wieder nicht. Später klagte er, *außer denen bei feindlichen Scharmützeln vorkommenden Verwundungen hatte ich wenig zu tun, denn bei den vielen Strapazen der leichten Reiterei können sich Krankheiten am wenigsten einnisten*. Deshalb wollte er an Kommandounternehmungen beteiligt werden, wobei er sich des vollen Risikos für Leib und Leben bewußt war, doch er meinte: *Wer austellt, muß auch wieder einnehmen*.

Der wißbegierige junge Mann gewann die Sympathie seines vorgesetzten Offiziers, der ihn im Winter 1747/48 nach Den Haag mitnahm, wodurch er viele schöne Städte zu sehen bekommen habe. Ausgehend von dem Winterquartier Rucphen bei Roosendaal dürfte die Reise über Breda, Dordrecht, Rotterdam und Delft geführt haben. Johann Kaspar ist mit sehr weit offenen Augen durch die Lande gereist und hat überall die Besonderheiten der Orte studiert. Noch viele Jahre später erinnerte er sich an das Gesehene und bezog sich darauf in seiner ersten Druckschrift.

Im Jahre 1748 wurde hauptsächlich über den Frieden verhandelt. Vom letzten Winterquartier reiste der Rittmeister noch einmal nach Den Haag und weiter nach Amsterdam und London. Auch auf dieser Reise durfte sein Feldscher ihn begleiten. Es ist sehr zu bedauern, daß Johann Kaspar keine Aufzeichnungen darüber hinterlassen hat. Weder läßt

sich die Route rekonstruieren, noch wissen wir etwas über die Eindrücke, welche die Seereise oder die Großstadt London auf ihn gemacht haben. Dabei hat er nie wieder eine Stadt von der Größe der britischen Hauptstadt gesehen. Nur auf das Tempo der Reise können wir schließen, denn Schiller schreibt, sie seien nach der Rückkehr von London noch vier Wochen in Amsterdam und Den Haag geblieben. Sie haben sich also Zeit gelassen. Unterwegs hörten die Reisenden vom Abschluß des Waffenstillstands und von der Absicht, ihre Truppeneinheit aufzulösen. Das wollte Johann Kaspar Schil-

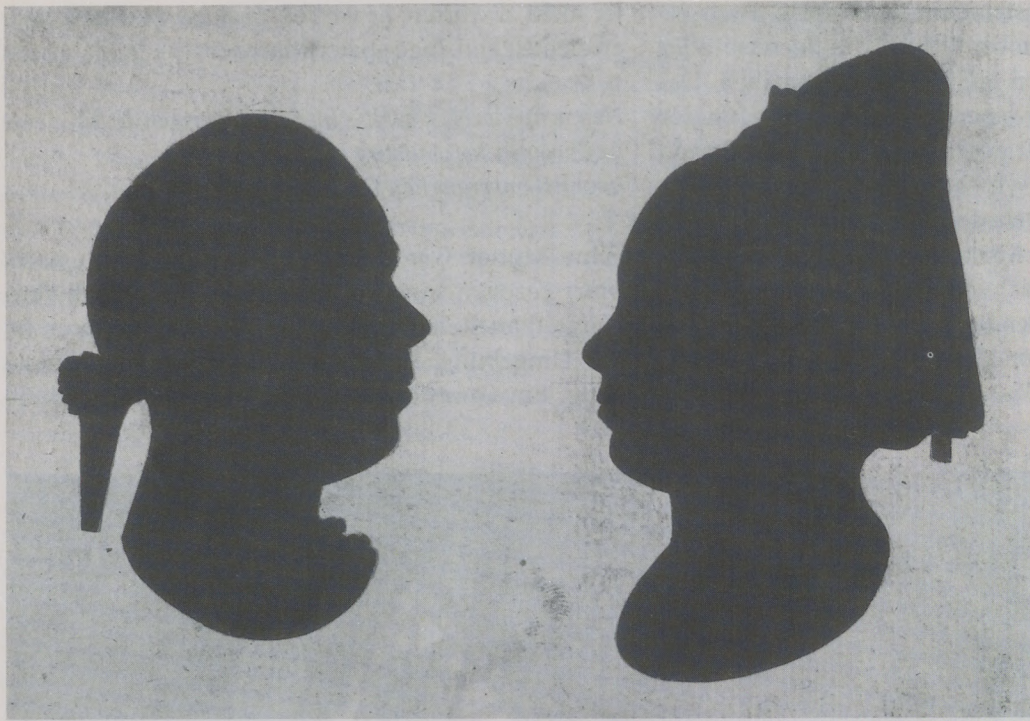
ler nicht abwarten; er verließ Holland zu Pferd und erreichte zehn Tage später Marbach.

Heirat in Marbach a. N. – Im Siebenjährigen Krieg ungewöhnlicher Aufstieg zum Hauptmann in württembergischen Diensten

Seine Mutter war mit ihrem zweiten Mann nach Murr gezogen, eine Schwester war in Marbach verheiratet, auch die anderen Geschwister wohnten in der Umgebung, so daß die Stadt sich angeboten hatte. Ein Quartier fand Schiller in der Wirtschaft



In diesem Haus in Waiblingen-Bittenfeld kam Johann Kaspar Schiller am 23. Oktober 1723 auf die Welt.



Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Schiller geb. Kodweiß. Undatierter Schattenriß im Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar.

zum Löwen, außerhalb des Niklastores. Seine älteste Schwester war in Neckarrems verheiratet und hatte dort schon eine Chirurgentochter als mögliche Ehefrau für ihren Bruder ausgesucht. Doch als Johann Kaspar kam, stellte sich heraus, daß das Mädchen schon vergeben war. Darauf heiratete er kurzentschlossen am 22. Juli 1749, also vier Monate nach seiner Ankunft, Elisabeth Dorothea Kodweiß, die Tochter seines Quartierwirtes, die gerade 16½ Jahre alt war. Bei dieser Eheschließung im zweiten Anlauf war gewiß sehr viel Nüchternheit und Überlegung dabei. Johann Kaspar wollte heiraten, der Löwenwirt schien ein vermögender Mann und das Mädchen war von offener, freundlicher Wesensart, mehr konnte man nicht verlangen.

Kaum vier Jahre hat es Schiller in Marbach ausgehalten, denn nach dem unruhigen Soldatenleben war es hier gar zu ruhig. Außerdem gab es mancherlei Verdruß, worunter der Bankrott seines Schwiegervaters Johann Georg Kodweiß besonders unangenehm war, weil dabei auch vom Schillerschen Vermögen ein Teil verlorenging. Der Löwenwirt hatte bei der Brennholzflößerei auf der Murr viel Geld eingebüßt und war wohl auch gegen seinen Schwiegersohn nicht aufrichtig gewesen. Deshalb ging Johann Kaspar im Januar 1753 wieder unter die Soldaten, diesmal die württembergischen. Frau Dorothea blieb in Marbach und mußte mit ihren Eltern 1756 den Löwen verlassen. Erst nach der Geburt der Tochter Christophine, 1757, zog die Familie dann in das Haus Niklastorstraße 31, das

heutige Schillerhaus. Johann Kaspar hat sich in den folgenden Jahren nur noch zeitweise hier aufgehalten.

Gerne hätte er Militär und Medizin wieder verbunden. Weil aber keine Feldscherstelle frei war, so wurde er Fourier im Regiment Prinz Louis und war als solcher vor allem für Schreibearbeiten zuständig. Er stand im 30. Lebensjahr, und er blieb Soldat bis zu seinem Tod, hat mindestens immer einen militärischen Dienstgrad innegehabt. Das hat ihn geprägt; er war stets ein loyaler Untertan.

Im Siebenjährigen Krieg mußte Herzog Karl Eugen von Württemberg, der seit Jahren französische Zahlungen für sein Heer erhalten hatte, seinem Bundesgenossen Truppen zur Verfügung stellen. In der Schlacht bei Leuthen erlitten diese im Dezember 1757 zusammen mit dem österreichischen Hauptheer eine schwere Niederlage gegen die Preußen. Danach brach im Winterquartier eine Seuche aus, und der inzwischen zum Fähnrich ernannte Schiller erwarb sich durch seinen unermüdelichen Einsatz solches Ansehen, daß er im Frühjahr 1758 zum Leutnant befördert wurde. Für einen Soldaten aus dem Bürgerstand war dies eine ganz außergewöhnliche Auszeichnung, normalerweise waren Offiziersstellen dem Adel vorbehalten. Das württembergische Kontingent war in der Folgezeit mehr daheim als im Einsatz und hat sich nie irgendwo hervorgetan. Kurz nachdem im November 1759 Frau Dorothea in Marbach ihren einzigen Sohn geboren hatte, wurden die Württemberger bei Fulda sogar

überfallen und ihr Herzog wäre um ein Haar in Gefangenschaft geraten.

Leutnant Schiller wurde 1761 zum Hauptmann ernannt, aber sein Dienst war weder anstrengend noch zeitaufwendig. Viel später hat er einmal beschrieben, wie er sich außerhalb seiner Dienstzeit beschäftigte: *Ungefähr im 32. Jahre meines Lebens fing ich an, nachholen zu wollen, was ich versäumt hatte, aber beinahe war es zu spät. Mir fehlten die ersten Gründe zum richtigen Denken.* Dieses Defizit hat er auch später im Familienkreis beklagt, denn Tochter Christophine schrieb bei seinem Tod: *Welch ein großer Mann hätte er werden können, wenn auf seine Erziehung etwas verwendet worden wäre.* Immerhin befaßte er sich damals mit der Logik des Aufklärers Wolff und bemühte sich um Kenntnisse in Mathematik.

Hauptmann Schiller wird Autor: «Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstands»

Großen Eindruck hat dann auf ihn die Bekanntschaft mit einem Vetter aus Steinheim an der Murr gemacht, was sich schon daran ablesen läßt, daß er

diesen Johann Friedrich Schiller zum Paten seines Sohnes genommen hat. Er wird im Taufregister aufgeführt als Student der Philosophie, und er hat auch in Halle Kameralwissenschaft, Geschichte und Philosophie studiert, ohne es freilich zu einem Abschluß zu bringen. Jener hatte die Möglichkeiten gehabt, die Johann Kaspar nicht offengestanden hatten. Der Vetter muß anregend gewesen sein, und die beiden wechselten Briefe. Gemeinsam war beiden die aufklärerische Absicht, den allgemeinen Wohlstand zu fördern.

Auf seinen Einfluß ist es wohl zurückzuführen, daß Johann Kaspar in den nächsten Jahren begann, seine Beobachtungen, vor allem auf landwirtschaftlichem Gebiet, niederzuschreiben. Zeit dazu hatte er, denn er bekannte, ... *daß die bloße lange Weile die gegenwärtige(n) Betrachtungen bei mir ausgeheckt, und daß ich langsam oder gar nie hierüber gedacht haben würde, wenn andere Geschäfte meine Zeit erfordert hätten.* Im Jahre 1767 erschienen bei Cotta *Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogtum Württemberg. Erstes Stück Vom Ackerbau, aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier.* Noch im gleichen Jahre erschienen die Stücke *Vom Weinbau, Von der Viehzucht* und *Von der Baumzucht*, im folgenden Jahr bildete das fünfte Stück *Von den ländlichen Gewerben* den Schluß. Im Jahre 1769 wurden die fünf Stücke zusammengefaßt als *Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstands. Erster Band von Feldwirtschaftlichen Dingen, Viehzucht und ländlichen Gewerben.* Damals wurden auch die Namen der 129 Vorbesteller hinzugefügt, alles Amtleute, Schultheißer oder Schreiber, Leute, die von Berufs wegen an dem Thema interessiert waren.

Die mit dieser Publikation verbundene Absicht hat der Verfasser im Vorwort zur Gesamtausgabe so formuliert: *Ich habe es mir daher zur Pflicht angerechnet, auch an meinem Teil und wenigstens etwas zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes meiner Landsleute beizutragen.* Als Autodidakt geht Johann Kaspar Schiller von seinen eigenen Erfahrungen und Kenntnissen aus, nur selten verweist er auf Literatur, nennt jedoch, wo es solche gibt, oft die betreffenden Landesgesetze. Wo er konkret wird, nimmt er seine Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung. Da spricht er dann von den Kühe-Bauern in seinem Geburtsort Bittenfeld, vom Weinhändler und Posthalter Stahl in Schwäbisch Gmünd oder von der Menge Leinwand, die man zur Ausrüstung eines Infanteriesoldaten braucht. Selbst einen entfernten Vetter seiner Frau führt er auf, weil dieser in Danzig als Kaufmann erfolgreich war. Er weiß aber auch von den Schwierigkeiten der Landgewinnung in den Niederlanden, von den wirtschaftlichen Probleme

Betrachtungen
über
Landwirtschaftliche
Dinge

in dem
Herzogthum Württemberg.

Erstes Stück,
vom Ackerbau.

aufgesetzt

von einem Herzoglichen Officier.

Joh. C. Schiller, Major, Major. Schiller

Stuttgart,
bey Christoph Friederich Cotta, Hof- und
Canzley-Buchdrucker, 1767.

men im Königreich Ungarn, und er hat von der sprühenden Gischt der Niagarafälle gelesen. Im letzten Teil bringt er alles unter, was über die reine Landwirtschaft hinausgeht. Da beschäftigt er sich sogar mit der Zirkulation des Geldes und regt die Einrichtung von Pfandhäusern an, um dem Geldwucher entgegenzuwirken, wobei er auf vergleichbare Einrichtungen in Wien und anderen Städten hinweist. Für einen Mann von Hauptmann Schillers Werdegang ist die Fülle des in dem Buch ausgebreiteten Materials ganz erstaunlich.

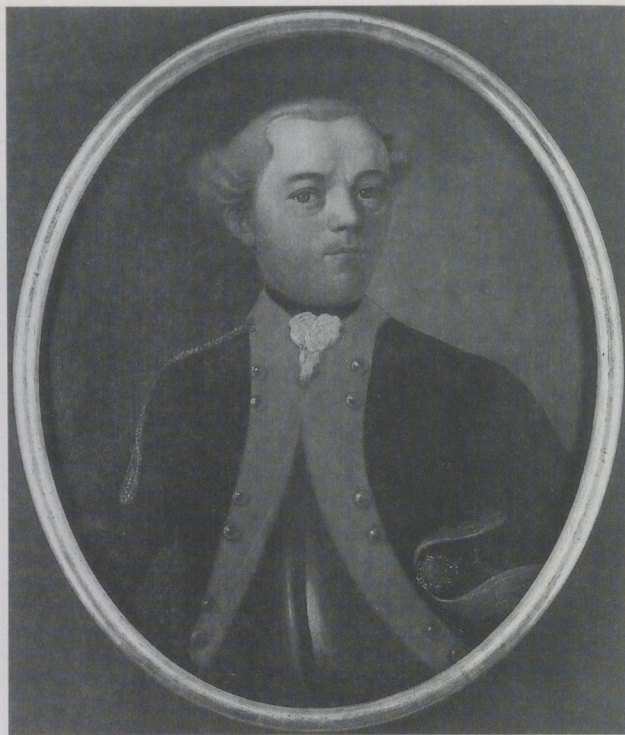
Eines seiner Ziele hat Johann Kaspar allerdings nicht erreicht. Im Vorbericht zum fünften Stück klagt er, daß er keinerlei Reaktion aus dem Leserkreis erhalten habe, daß sich keine Diskussion über die Dinge, die ihm am Herzen lägen, entzündet habe. Auch habe er dadurch keine Erweiterung seiner Kenntnisse erfahren. Dennoch wolle er weitermachen und fordert noch einmal zu Stellungnahmen auf. Einen Beweis für die positive Aufnahme des Werkes mag man darin sehen, daß es noch 1777 im *Schwäbischen Magazin* angezeigt wurde, diesmal sogar mit Nennung des Verfassers.

Werbeoffizier in Schwäbisch Gmünd mit Wohnort Lorch – 1768 Umzug in die Ludwigsburger Karlsruvorstadt

Die Ausarbeitung der *Beiträge* erfolgte zu einer Zeit, als Johann Kaspar Schiller eine neue, selbständige Aufgabe übertragen bekommen hatte. Seit Dezember 1763 war er Werbeoffizier in der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Er sollte mit Hilfe von zwei Unteroffizieren dort möglichst viele junge Männer für den Dienst in der herzoglichen Armee anwerben und das mit *allem menschenmöglichen Fleiß, mit aller Lebhaftigkeit und unermüdlichem Eifer*. Er sollte dabei aber auch keine unnötigen Kosten verursachen.

Jetzt konnte die Familie wieder eine gemeinsame Wohnung beziehen, denn Hauptmann Schiller erhielt die Erlaubnis, wegen der hohen Lebenshaltungskosten in Gmünd im nächsten württembergischen Dorf, in Lorch, zu wohnen. In jene Lorcher Jahre gehen die frühesten Erinnerungen von der Kindheit des Dichters zurück.

Wie viele Rekruten der Werbeoffizier Schiller in den nächsten Jahren angeworben hat, ist nicht bekannt. Dafür wissen wir, daß er in jener Zeit weder seinen Sold ausbezahlt bekam, noch die Sonderzuweisungen für den Aufenthalt in jenen Wirtshäusern, in denen die Werbung besonders erfolgversprechend war. Und ausgerechnet in dieser wirtschaftlich so prekären Situation behelligten ihn die Marbacher noch wegen nicht bezahlter Bürgersteuer. Aus die-



Leutnant Schiller. Unsigniertes Gemälde, etwa 1760, im Schiller-Nationalmuseum.

ser recht unangenehmen Situation wurde Johann Kaspar Ende 1766 durch die Versetzung nach Ludwigsburg befreit.

Herzog Karl Eugen hatte zwei Jahre vorher im Streit mit der Hauptstadt Stuttgart seine Hofhaltung kurzerhand nach Ludwigsburg verlegt. Hauptmann Schiller mußte hier also seinen Dienst unmittelbar unter den Augen des Landesherrn verrichten. Zuerst war er wieder einem Stab zugeteilt, dann erhielt er 1770 eine eigene Kompanie, mit der er auch zu Arbeitsleistungen im Bereich des heutigen Schlosses Monrepos eingeteilt wurde. Er ist dabei gelegentlich recht grob und unbeherrscht mit frönenden Bauern umgegangen, wie aus einer erhalten gebliebenen Beschwerde hervorgeht. Daß er ein ausgesprochen choleriesches Temperament hatte, bezeugen auch spätere Äußerungen von Frau und Tochter.

In Ludwigsburg bezog die Familie Schiller 1768 ein Haus in der Karlsruvorstadt, das der Hofbuchdrucker Cotta hatte erbauen lassen. Es ist heute Haus Nummer 26 in der Stuttgarter Straße. Hinter dem Haus befand sich ein großer Garten, und noch heute sieht man deutlich, daß dieses Gelände erst 200 Jahre später und auch da nur zum Teil überbaut wurde. Hier legte Johann Kaspar eine Baumschule an, wodurch sein Charakter als Offizier nicht beleidigt wurde, d. h. dies war eine landwirtschaftliche Tätigkeit, die standesgemäß war. Schon

das vierte Stück der *Betrachtungen* hatte sich mit der Baumzucht befaßt, aber der Autor hatte zu jener Zeit nur theoretische Erkenntnisse, die er durch aufmerksames Beobachten gewonnen hatte. Jetzt aber konnte er eigene Versuche anstellen, konnte das Wachstum einzelner Bäume über Jahre hinweg verfolgen. Seine Erkenntnisse faßte er 1774 in einem Aufsatz zusammen und sandte diesen an den Herzog Karl Eugen.

Das Wohl des Staatsganzen lag ihm, wie schon gesagt, immer am Herzen. Dies mag auch der Grund gewesen sein, weshalb er sich 1773 in ein riskantes Projekt einließ. Im Schwäbischen Wald wurde in den 1770er Jahren nach Silber geschürft. Einem Sachsen namens Gottlieb Riedel gelang es damals, den Murrhardter Prälaten Ötinger für den Bergbau zu interessieren, und dessen Vorbild zog viele Nachahmer an. In der Hoffnung auf reiche Ausbeute wurden Anteilscheine gezeichnet, ein Stollen wurde angelegt, der den Namen «Unverhofftes Glück» erhielt. Obwohl die versprochene Menge Silber zunächst nicht gefördert wurde, gewann Riedel vor allem unter den Offizieren der Ludwigsburger Garnison weitere Interessenten, die Anteile zeichneten, unter ihnen auch Hauptmann Schiller. Der zweite Stollen hieß dann auch entsprechend «Soldatenglück». Selbst noch nach der Verhaftung Riedels wegen Unregelmäßigkeiten hoffte Johann Kaspar, daß unter dem Bergrat Müller endlich das erwünschte Resultat erzielt würde. Doch auch dieses Projekt scheiterte. Ob Schiller dabei mehr eingeüßt hat als andere, läßt sich nicht mehr feststellen. Aber noch 1955 wurde in der «Schwäbischen Heimat» eine Notiz abgedruckt, wonach auf die mit diesem Projekt verbundenen Schwindeleien der Name des Räubers Spiegelberg in dem Schauspiel *Die Räuber* zurückzuführen sei. Letztlich sei damit nämlich der Herzog gemeint gewesen, der hinter allem gestanden habe, nicht aber habe genannt werden dürfen. Dafür gibt es jedoch keine Belege.

Anfang 1773 kommt der Sohn Friedrich Schiller in die Akademie – zwei Jahre später werden dem Vater die Gärten auf der Solitude anvertraut

Schon vorher, im Jahre 1772, hatte der Herzog ganz entscheidend in das Leben der Familie Schiller eingegriffen. Er hatte ein vorzügliches Personengedächtnis und kannte alle seine Offiziere von Namen und Aussehen. Wenige Jahre zuvor hatte er eine Anstalt gegründet, die in ihrer Entwicklung vom Militärwaisenhaus zur Universität eben den Rang einer Militärakademie erhalten hatte, und für diese suchte Karl Eugen immer Schüler. Der junge Fried-

rich Schiller besuchte seit 1767 die Ludwigsburger Lateinschule. Der Vater hatte für ihn vorgesehen, was ihm versagt geblieben war: den Weg über das Landexamen in die Klosterschulen und zum Studium ins Stift nach Tübingen. Fritz hatte auch bis zu seiner Konfirmation im April 1772 bereits die erforderlichen Prüfungen abgelegt. Da verlangte im Herbst der Herzog von seinem Hauptmann, er solle ihm den Sohn für die Militärakademie überlassen. Johann Kaspar wehrte sich, weil der Sohn Geistlicher werden sollte. Aber nach der dritten Aufforderung konnte sich der Vater nicht mehr länger widersetzen, und im Januar 1773 trat Friedrich Schiller in die Akademie ein. Sein Leben hatte damit eine ähnlich scharfe Wendung genommen, wie 40 Jahre zuvor das seines Vaters. Nur daß die herzogliche Schule sich in den nächsten Jahren zu einer der modernsten Deutschlands entwickelte, bei der nur der militärische Drill schon die Zeitgenossen abgestoßen hat.

Die Akademie befand sich in den ersten fünf Jahren beim Schloß Solitude bei Stuttgart. In den Jahren 1763–67 hatte der Herzog dieses Schloß in aller Eile an einem zuvor einsamen Platz zusammen mit einer ganzen Reihe von Nebengebäuden und auch Gartenanlagen errichten lassen. Aber Karl Eugen war sehr sprunghaft, und als der junge Schiller auf die Solitude kam, da hatte nicht nur sein Leben eine andere Richtung genommen, sondern auch das des Herzogs. Dieser hatte 1770 im sogenannten Erbvergleich Frieden mit den Landständen schließen und sich zu einer am gesetzlichen Herkommen ausgerichteten Regierungsweise verpflichten müssen. Außerdem hatte er 1771 die Bekanntschaft von Franziska von Leutrum gemacht, die als seine Geliebte bei ihm eine Wendung weg von Aufwand und Verschwendung zu einer ruhigeren Lebensweise herbeiführte.

Der Erbvergleich gab schließlich auch Johann Kaspars Leben eine neue Wendung. Bei der geforderten Verkleinerung seines Heeres mußte der Herzog darauf bedacht sein, wenigstens die Offiziere einigermaßen ordentlich zu versorgen. Auf den Rat des Rentkammerdirektors Dertinger, so hat Schiller später vermutet, ernannte ihn der Herzog am 9. November 1775 zum Oberaufseher bei den herzoglichen Gärten auf der Solitude, übrigens eine Woche ehe die Militärakademie von dort nach Stuttgart verlegt wurde. Zu seinen Aufgaben gehörte ausdrücklich die Anlage einer Baumschule. Enttäuschend war für Johann Kaspar die Besoldung, die lange nicht dem entsprach, was er als Kompaniechef erhalten hatte. Es ärgerte ihn, daß er sich schlechter stellen sollte als ein Hofgärtner, und ver-

drießlich stellte er eine Liste der neunzehn Aufgaben zusammen, die er täglich zu erledigen hatte.

Als Offizier war Hauptmann Schiller Befehl und Gehorsam gewöhnt. Die Interessen des Fürsten waren auch die seinen, und er erwartete, daß seine Anordnungen befolgt wurden. Bei den Solitudegärtnern hatte es bis dahin keine militärischen Vorgesetzten gegeben; sie waren bisher eher auf ihren eigenen Vorteil bedacht gewesen und nicht auf den des Herzogs. So ist es nicht verwunderlich, daß sie mit dem neuen Vorgesetzten nicht zurechtkamen. Sie hatten gehofft, daß alles in den gewohnten Bahnen weiterlaufen würde, dagegen sah Johann Kaspar mit scharfem Blick, wo Veränderungen zum Nutzen der Obrigkeit möglich und damit für ihn anzustreben waren. Die Folge war, daß die Gärtner nicht mitzogen, daß sie sich beim Herzog über ihn beschwerten und daß Johann Kaspar Schiller eine Menge Ärger hatte. Darüber schrieb er 1793, die Gärtner seien seine bittersten Feinde, und fuhr dann fort: *So mußte ich 18 Jahre lang fast immer im Verdruß hinbringen und ich würde es nicht haben aushalten können, hätte mich nicht die Baumzucht als meine Lieblingsbeschäftigung wieder aufgeheitert.*

Die Baumzucht war sein ein und alles bis in seine letzten Lebenswochen. Wenn die Begeisterung ihn gepackt hatte, dann konnte ihn nichts aufhalten. Als er schon über siebzig war, schrieb Frau Dorothea an den Sohn: *... da er die neue Baumschul anlegte, ist er morgens schon um vier Uhr bis spät in die Nacht bei Nebel und Regen geblieben.* Er ließ sich dann auch nicht durch irgendwelche kameralistischen Vorschriften einschränken. Deshalb fand man nach seinem Tod Unstimmigkeiten in seiner Rechnungsführung, die auf diese begeisterte Unbekümmertheit zurückzuführen waren. Johann Kaspars Ziel war es, alle von staatlichen Dienststellen benötigten Bäume liefern zu können und darüber hinaus noch durch den Verkauf an Privatleute für die herzogliche Kasse Gewinn zu erzielen. Für den Anfang brachte er 4000 junge Bäume mit auf die Solitude und hatte damit einen guten Grundstock. Im Lebenslauf schrieb er 1789, derzeit befänden sich 30 000 Pflanzen in der Baumschule, zwischen 1777 und 1788 habe er insgesamt 22 400 Stück an Obstbäumen, Pappeln, Kastanien und Strauchhölzern geliefert. Später wurde die Anlage noch erweitert, und die Rede war von 70 000 Obstbäumen.

Was er selber zu tun bereit war, das forderte er auch von anderen, und da war er nicht immer im Recht. Die Landschaft beklagte sich 1792 beim Herzog über ihn. Er habe für den Transport von Orangenbäumchen, Orangenkästen und Erde von der Solitude nach Hohenheim vom Amt Markgröningen

Leistungen verlangt, zu denen die Einwohner nicht verpflichtet gewesen seien und die nach dem Erbvergleich mindestens hätten bezahlt werden müssen. Der Herzog antwortete beschwichtigend, Hauptmann Schiller solle bezahlen und werde zur Rechenschaft gezogen.

Die vielen Berichte, die Johann Kaspar an den Herzog zu schicken hatte, mögen seinem auffallenden Hang zur Statistik entgegengekommen sein. Immer wieder treffen wir auf Zusammenstellungen. Von der Liste seiner täglichen Dienstobliegenheiten war schon die Rede. In seinem Lebenslauf führte er am Schluß der Reihe nach alle seine Kinder mit ihren Paten auf. Von den acht ernstlichen Campagnen, die er mitgemacht habe, schrieb er seinem Sohn. Und schließlich gibt es eine besondere Liste von seiner Hand mit der Überschrift: *Dank und Anbetung der gütigen Vorsehung Gottes, die mich mit starker Hand aus folgenden Lebensgefahren gnädiglich errettet hat.* Aufgeführt werden dann zwölf Ereignisse, bei denen er sich in Lebensgefahr glaubte, angefangen mit dem Fall von einem Baum im zwölften Lebensjahr bis zu einem Sturz vom Pferd im Siebenjährigen Krieg 1759. Im Grunde entsprang wohl auch der schon wiederholt zitierte Lebenslauf von 1789 dem gleichen Bemühen um zusammenfassende Übersicht.

Nie hat Johann Kaspar das Interesse an medizinischen Fragen verlassen, auch wenn seine Wundarztelehre ursprünglich nur eine Verlegenheitslösung gewesen war. Während der schweren Erkrankungen seiner Frau in den Jahren 1783 und 1790 beschrieb er dem Sohn, der ja auch vom Fach war, genau die Symptome und die angewendeten Mittel. Über ein Abführmittel hieß es 1783: *Herr Leibmedikus Elwert hat auch Spezies zum Tee verschrieben und sogleich mitgeschickt, die, nachdem ich sie besehen, aus Sennesblättern, Schlehenblüten, einem Mittelsalz und Anis bestehen können. Diese haben der Mama gute Dienste getan.* Er wollte offensichtlich vor dem Gebrauch wissen, was da verordnet wurde. Über ihre Erkrankung 1790, als alle Ärzte sie aufgegeben hatten, verfaßte er eine Krankheitsgeschichte, die er dem Sohn übersandte und später wegen einer möglichen Veröffentlichung zurückverlangte.

Als er im 70. Lebensjahr stand, nannte er das Rezept, nach dem er selber bei guter Gesundheit so alt geworden war: *Aber nächst Gott habe ich viel mir selbst und meinem hiesigen Posten zu verdanken, ich halte genau Diät, scheue keine Witterung, mache mir immer viel Bewegung, wasche mich gleich nach dem Aufstehen mit kaltem Wasser, und am Tisch trinke ich gleich nach der Suppe mein Glas Wein oder Bier. Ich habe es immer sehr tauglich für die Nerven gefunden, wenn der*

Magen durch kaltes Getränk gleichsam erschreckt wird, und eben so des Morgens Gesicht, Hals und Hände mit kaltem Wasser. Niemals darf mir das Bett gewärmt werden und ich finde eine Behaglichkeit, mich in ein kaltes Bett zu legen. Drei Jahre später schrieb er: In dem Waschen finde ich eine solche Behaglichkeit, daß ich es um alles nicht entbehren möchte. In seiner letzten Krankheit war das Vertrauen in die ärztliche Kunst ziemlich erschüttert. Am 20.7.1796 schrieb die zur Pflege herbeigeeilte Tochter Christophine, mit Papa wird es immer schlimmer und ist es freilich kein Wunder, da er keine einzige Vorschrift der Ärzte richtig befolgt. Da stand ihm wohl seine ungeduldige Natur im Wege.

*Flucht des Sohnes ist für den Vater Fahnenflucht –
«in Deutschland ist ein Theaterdichter ein kleines Licht»*

Von der Solitude aus beobachtete Vater Schiller, wie unten in Stuttgart sein Sohn die Akademie durchlief, etliche Preise errang und dann doch am Ende seiner Ausbildung mit einer kärglich besoldeten Regimentsarztstelle abgespeist wurde. Da hätte er es auf dem vom Vater vorgeschlagenen Weg zu höherem Ansehen in der Gesellschaft gebracht. In jenen Jahren ist Friedrich Schiller zum Dichter geworden, nicht zur ungeteilten Freude des Vaters, der dann auch erlebte, was die Uraufführung der «Räuber» dem Sohn an Schwierigkeiten einbrachte. Während der junge Dichter immer weniger bereit war, sich den Unterdrückungsmaßnahmen des Herzogs zu fügen, hatte sein Vater seit Mai 1782 alle Hände voll zu tun mit der Vorbereitung eines glanzvollen Festes, das der Herzog im Herbst aus Anlaß des Besuches des russischen Thronfolgerpaares auf der Solitude geben wollte. Ausgerechnet dieses Fest war es, das der junge Schiller am 22. September zur Flucht aus Stuttgart nutzte. Nur die Mutter war in den Plan eingeweiht gewesen, des Vaters Gewissen durfte nicht belastet werden.

Für den Hauptmann Schiller war diese Fahnenflucht ein schwerer Schlag. Er war ein durch und durch rechtlicher Mann, für den die Motive für diese Entscheidung keine Bedeutung hatten. Mehr als dreißig Jahre war er Soldat, fast ein Vierteljahrhundert schon Offizier, das hatte ihn geprägt, seine Loyalität war unerschütterlich. Dazu mußte er auch das Gefühl haben, er sei als Vater gescheitert, und im Augenblick war auch nicht abzusehen, ob nicht er selbst vom Herzog für das Vergehen seines Sohnes belangt werden würde. Schließlich mußten ihn auch die Heimlichkeiten kränken, die ihn als einzigen in der Familie von dem Vorhaben ausgeschlossen hatten.



Karl – Carolus – Eugen Herzog von Württemberg.
Stich von Nilson.

Es war aber nicht allein die Flucht, die er mißbilligte, der Flüchtige hatte mit seinem Entweichen ja auch seinen Beruf aufgegeben und sich in ein höchst problematisches Künstlerleben geworfen. Vor allem die daraus resultierende Schuldenwirtschaft empörte den Vater. *So lange Er, mein liebster Sohn, seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen, mithin dem Zufall oder Unfall unterworfen sind, so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum, so lange Er denkt, dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden Seine Schulden nicht weniger werden. Um etwas zu ersparen muß man beim Kreuzer anfangen.* Das war deutlich, aber die Mahnung war vergeblich. Ein andermal rechnete er dem Sohn seine eigenen Einkünfte vor mit dem Hinweis, die drei Mädchen kämen zu kurz, wenn er die Schulden des Sohnes bezahlen würde.

Die Abwendung von der Medizin traf auch den ehemaligen Wundarzt, für den diese Wissenschaft nach wie vor Anziehungskraft besaß. Immer wieder forderte er den Sohn auf, durch Kurse einen allgemein anerkannten Abschluß in Medizin zu erlangen. Selbst die Freundschaft mit Gottfried Körner,

so meinte er, könne diesem Ziel nutzbar gemacht werden. Außerdem war er der Meinung, Fritz habe sein Schriftstellerdasein falsch angefangen, denn Mannheim sei nicht der rechte Ort dafür. Berlin oder Wien wären Städte gewesen mit besseren Theatern, wo er auch mit großen Gelehrten oder anderen bedeutenden Männern hätte Umgang haben können. Nachdem er «Kabale und Liebe» erhalten hatte, schrieb er zurück: *Hier in Deutschland ist ein Theaterdichter immerhin noch ein kleines Licht, wäre Er in England, und das letzte mir überschickte Trauerspiel würde dort aufgeführt, wahrlich Er würde ein dauerhafteres Glück damit machen, da im Gegenteil hier, Er alles anzuwenden hat, um nicht in die Nachstellung eines oder des anderen Fürsten, die sich mit Händen greifen können, zu fallen. Die Arzneikunst wird Ihm ein weit sichereres Einkommen und nicht weniger Reputation verschaffen.* Hier klingt der väterliche Stolz auf den Sohn schon durch, wenn auch noch die Besorgnis überwiegt, jener könnte das Opfer einer fürstlichen Gewalttat werden, noch immer schmachtete ja Schubart auf dem Hohenasperg im Gefängnis. Wir sehen seinen Vaterstolz auch an der Aufmerksamkeit, mit der er die weitere Produktion seines Sohnes verfolgte. Im «Don Carlos» wurde auf väterlichen Einwand hin sogar eine Stelle geändert, wurde aus der *viehischen Erziehung* des Prinzen eine *knechtische Erziehung*. Als der Sohn mit seinem zweiten Geschichtswerk, der *Geschichte des dreißigjährigen Krieges*, beschäftigt war, schlug Johann Kaspar ihm eine *Geschichte des jüdischen Volkes seit seiner Zerstreuung* vor, wozu allerdings ein gelehrter Jude das Material liefern mußte. Dieser Vorschlag verrät erstaunliche Souveränität im Umgang mit einer verachteten Minderheit.

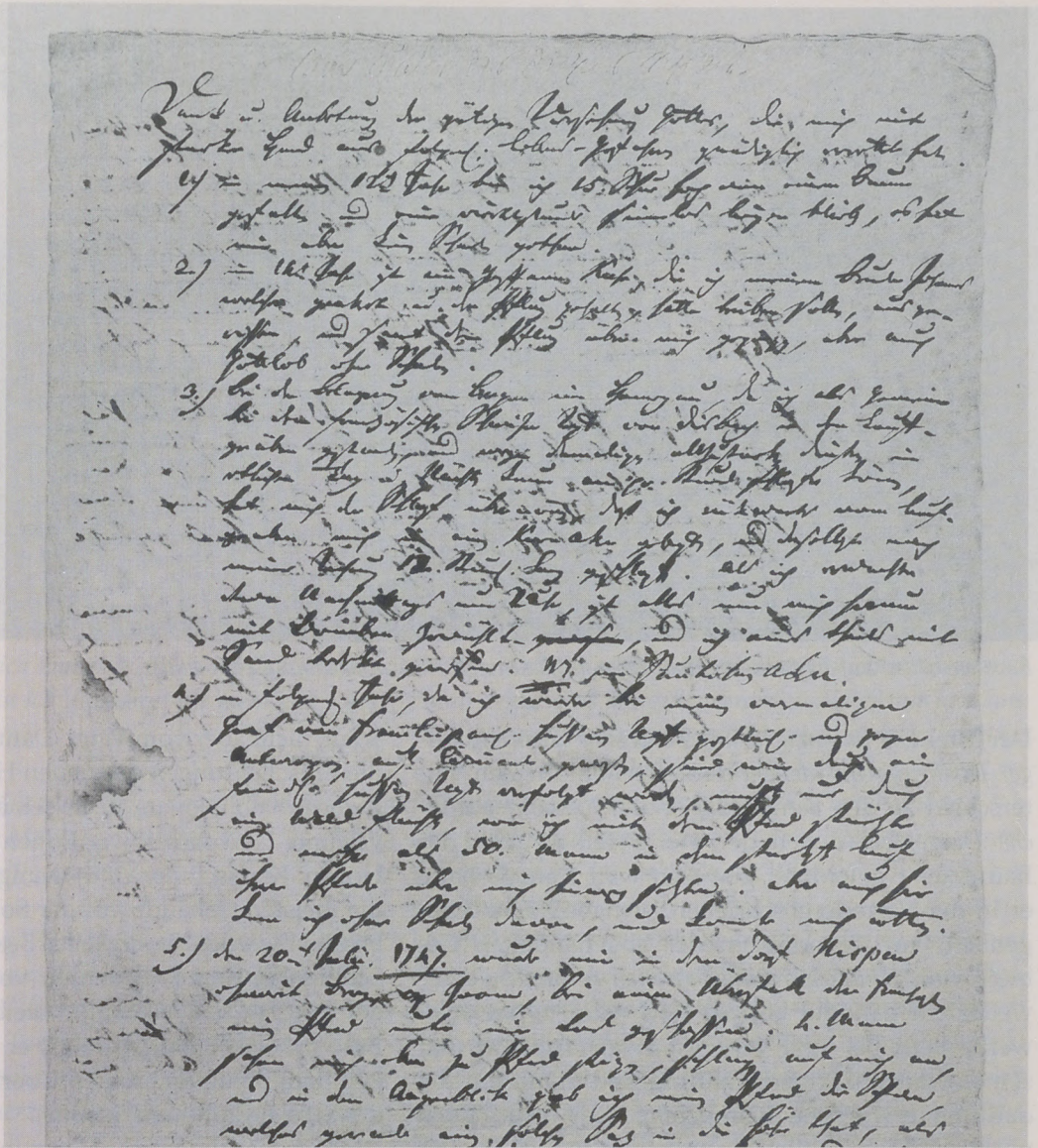
Seinen Töchtern hat Johann Kaspar nicht die gleiche Aufmerksamkeit zugewandt, an ihnen hat er eher gespart. Gewiß, sie sollten gegenüber dem verschuldeten Sohn nicht benachteiligt werden, aber mehr war für sie nicht drin. Er wußte, daß es mit ihrer Erziehung nicht weit her sei, aber er entschuldigte sich, er müsse sich nach seinen Umständen und Einkünften richten. Das heißt dann, die Mädchen konnten einigermaßen lesen und schreiben, die Mutter führte sie in die häusliche Wirtschaft ein, das war alles. Von Christophine ist ihr Zeichentalent bekannt, Louise erlernte die Putzmacherei, nur bei Nanette bedauerte der Vater, daß er ihr keine bessere Erziehung geben könne, sie habe Kopf. Das Ziel der Eltern mußte es also sein, den Töchtern durch Heirat eine Versorgung zu sichern. Aber dies gelang nur mit Christophine. Sie heiratete 1786 auf väterliches Zuraten und gegen den Rat des Bruders dessen Meininger Bekannten, den Biblio-

thekar Reinwald, der 20 Jahre älter war als sie. Ganz wohl scheint es Vater Schiller dabei aber doch nicht gewesen zu sein, denn er schloß den Bericht über die Trauung mit der Bemerkung, die Tochter möge wohl versorgt und nicht unglücklich sein. Aber glücklich ist sie nicht geworden. Neun Jahre später war auch Nanette herangewachsen, und Louise war immer noch ledig. Sie war damals auch schon 29, doch gab es in dem Gerlinger Vikar Franck einen ernsthaften Bewerber, dem nur noch eine ständige Pfarrstelle fehlte. Damit wäre nur noch Nanette, die Achtzehnjährige, zu versorgen gewesen, und da dachte der Vater an den Hilfgärtner Ammermüller, der ihm unterstellt worden war. Es gab aber ein Hindernis, denn er seufzte, *wollte Gott, sein Exterieur und die übrigen Umstände wären besser.* Seine Tochter hat er übrigens gar nicht gefragt, nur durch Zufall erfuhr sie von dem Plan. Frau Dorothea hatte danach viel Mühe, den häuslichen Frieden wieder herzustellen. Ihr wurde zudem vorgehalten, sie erziehe die Töchter nicht bescheiden genug, so daß kein Handwerksmann sie nehmen würde. Immer hatte er die Verheiratung im Blick.

Frau Dorothea scheint es überhaupt mit ihrem Mann nicht leicht gehabt zu haben. Er hatte seinen Aufstieg mit so viel Willenskraft geschafft, daß er diesen starken Willen auch in der Familie durchzusetzen gewohnt war, was ihn vor allem den Töchtern entfremdete. Doch auch Frau Dorothea klagte über seinen Mangel an Zärtlichkeit, sein choleriesches Temperament und seine Rechthaberei. Sie habe oft bei anderen ausgleichen müssen, was er durch seine aufbrausende Art verdorben habe. Wie sie die Familie durch die Lorcher Jahre gebracht hat, als die herzogliche Regierung Hauptmann Schiller ohne Sold sitzen ließ, ist bis heute ein Rätsel. Johann Kaspars große Liebe war, mindestens in den letzten 20 Jahren seines Lebens, eben doch die Baumschule.

«Gedanken über die Baumzucht im Großen» –
Major Schiller befürchtet
einen Einfall der revolutionären Truppen

Ein Vierteljahrhundert nach dem letzten Stück der *Beiträge* erschien wieder eine Schrift von Johann Kaspar Schiller im Druck – übrigens auch diesmal ohne Namensnennung. Seine Arbeit, so glaubte er, wurde vom Herzog nicht gebührend gewürdigt, deshalb wollte er seinen Ruf unter Fachleuten verbessern, um so letztlich auch bei der herzoglichen Regierung mehr Ansehen zu erlangen. Es handelte sich um einen Aufsatz mit dem Titel *Gedanken über die Baumzucht im Großen, zur Besetzung der Haupt- und Landstraßen mit Bäumen. Den Höchsten Landes-*



Regenten und Obrigkeiten gemeiner Wesen zur Beherzigung. Im Januar 1793 sandte er das Manuskript an Fritz, zögerte aber mit der Veröffentlichung, weil er den Herzog nicht verärgern wollte. Nach der erneuten Ablehnung einer Aufbesserung, für die er sechs Gründe ins Feld geführt hatte, fand er in dem Text *nichts, was mir schaden oder Verdruß machen könnte* und erteilte den Auftrag zum Druck. Der Sohn gewann den Verleger Göschen dafür und hat ihn wohl selbst bezahlt. Sein Ziel war, für die Anpflanzung von Bäumen entlang der Landstraßen zu werben. Seine eigene Kompetenz in dieser Frage wies er nach mit den Worten: *Ob aber viele sind, welche nicht aus Beruf oder Zwang, sondern aus Neigung, mehr als 20 Jahre lang den Vorteilen der Baumzucht mit eben dem Eifer nachgespiürt haben; die mit der größten Geduld und zugleich mit einer Art von Leidenschaft, sich selbst vieler eigenhändigen Bemühungen nicht entschlagen, nicht geschämt haben, wenn auch Rang und äußere Verhältnisse*

solches nicht allemal erlauben wollen: das ist eine andere Frage, die sich nur aus dem Erfolg beurteilen läßt. Und wo er lebe, kenne man diesen Erfolg.

Diese 24 Seiten Text sind eine Aufforderung zur Tat, der er dann eine richtige Anleitung folgen lassen wollte. Wie weit dieses Projekt gediehen war, als der Sohn mit seiner Familie im September 1793 nach Schwaben kam, läßt sich nicht feststellen, so wie wir auch nicht wissen, wie intensiv Vater und Sohn während des Aufenthaltes darüber sprachen. Als der Dichter mit seiner Familie Anfang Mai 1794 nach Thüringen zurückreiste, scheint das Manuskript noch nicht fertig gewesen zu sein, denn Johann Kaspar schickte es kurz darauf hinterher. Einen Verleger dafür fand der Sohn in Samuel Michaelis in Neustrelitz, doch es gab manchen Verdruß, ehe das Buch ausgeliefert war und der Verfasser zu seinem Honorar kam, was erst im August 1795 geschah.



Kavaliershäuser auf der Solitude; eines davon ist das Sterbehaus von Johann Kaspar Schiller.

Der Titel *Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjähriger Erfahrung im Kleinen* deutet schon auf den Unterschied zu den *Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge*, bei denen der vierte Teil ja auch der Baumzucht gewidmet gewesen war. Damals hatte er in der Vorrede geschrieben, er habe keine Gelegenheit, auf irgendeinem der abgehandelten Gebiete *etwas Nützliches wirklich leisten zu können*, da er weder ein Landgut besitze, noch Künste oder Gewerbe betreibe. Jetzt verweist er ausdrücklich auf seine zwanzigjährige Erfahrung und damit auf die dadurch erworbene Kompetenz. Das neue Buch wirkt auch wesentlich gründlicher, wobei Schiller sich auf die Baumzucht konzentriert und beispielsweise über die Verwendung des erzeugten Obstes nichts mehr aussagt. Dafür gibt es genaue Anweisungen, wie bei der Anlage einer Baumschule vorzugehen sei. Dann werden die anfallenden Arbeiten vom ersten bis zum zehnten Jahr in zeitlicher Reihenfolge abgehandelt. Er geht so sehr in die Einzelheiten, daß er in § 50 sogar aufzeigt, welche Arbeiten man bei Regenwetter vornehmen sollte, solange man nicht in die Baumschule könne.

Das Werk fand offenbar Abnehmer. Elf Jahre nach seinem Erscheinen kam es sogar zu einer zweiten Auflage. Dagegen wurde der zweite Teil, in dem Schiller die einzelnen Obstsorten beschrieb, erst vor wenigen Jahren gedruckt.

Von Herzog Karl Eugen hat Johann Kaspar Schiller so manche schmerzliche Zurücksetzung erfahren. Aber man kannte ihn, und selten kam Besseres nach. Unmittelbare Reaktionen auf den Tod des Herzogs im Oktober 1793 kennen wir nur vom

Sohn, nicht aber vom Vater. Dann aber verursachten die Entscheidungen des neuen Herzogs doch Sorge. Zweieinhalb Monate nach seiner Thronbesteigung verfügte Herzog Ludwig Eugen die Schließung der Hohen Karlsschule, und wenig später verlautete, die meisten Gebäude auf der Solitude sollten abgebrochen werden. In höchster Besorgnis wandte sich Schiller an den Präsidenten von Taubenheim mit der Bitte, in seiner Position bleiben zu dürfen. Den Entwurf seiner Eingabe legte er vorsichtshalber zuerst dem Sohn vor, dessen Überlegenheit in Fragen des Stils er damit anerkannte.

Die Befürchtungen schienen zunächst unbegründet, ja, Johann Kaspar Schiller wurde nun endlich auch zum Major befördert. Doch dafür mußte er auch die Auswirkungen der großen Politik spüren. Herzog Ludwig Eugen war sehr konservativ und ein erbitterter Gegner der französischen Revolution. Als solcher war er ein aktiver Verbündeter des Kaiserhauses im ersten Koalitionskrieg gegen das revolutionäre Frankreich. Deshalb konnte er sich auch der Forderung, für die kaiserlichen Truppen ein Lazarett zur Verfügung zu stellen, nicht entziehen und bestimmte dafür Schloß Solitude mit seinen Nebengebäuden. Johann Kaspar hat sich schriftlich zur französischen Revolution nicht geäußert. Im Sommer 1792 rückte die Koalitionsarmee in Frankreich ein, und im August 1792 berichtete er von Sorgen *in hiesigen Gegenden*, daß französische Freischärler nach der Abschaffung des Adels in Württemberg einfallen könnten. Das war genau um die Zeit, als der Nationalkonvent Friedrich Schiller zum französischen Ehrenbürger ernannte. Darauf spielte der

Vater im Februar 1793 an, als er, nur halb im Scherz, bei dem Sohn anregte, er könne doch beim Nationalkonvent einen Schutzbrief für seine Angehörigen ausstellen lassen, für den Fall, daß die Franzosen auch auf die Solitude kämen. Nach dem Rückzug des Koalitionsheeres aus Frankreich war eine solche Möglichkeit nicht mehr auszuschließen.

Im April 1794 wurde das Lazarett auf der Solitude eingerichtet, bald darauf mußte die Familie Schiller ihre Wohnung im Orangeriegebäude räumen und in eines der Kavaliershäuschen ziehen. Major Schiller war Verbindungsoffizier zu den Österreichern. Die Unterbringung der Verwundeten und Kranken war unzulänglich, vor allem waren die hygienischen Einrichtungen mangelhaft. Durch die Anwesenheit so vieler Menschen wurden die Lebensmittel knapp und deshalb teuer. Der neuerliche Thronwechsel im Mai 1795 beunruhigte Johann Kaspar weniger. Zwar traute er dem neuen Erbprinzen nicht recht, aber *da ich immer mehrers auf Gott als auf Menschen traue, so bin ich unbesorgt für mein künftiges Schicksal.*

Am 7. September 1796 stirbt Johann Kaspar Schiller auf der Solitude – Ein Mann von Ausdauer, Willensstärke und Genügsamkeit

Um die Jahreswende 1795/96 häuften sich seine Beschwerden, die anfangs für Rheuma gehalten wurden. Noch im April aber nahm Frau Dorothea im Schmerz über den Tod der Tochter Nanette dies nicht so ernst und schrieb: *Der Papa wird uns beide überleben, seine Schmerzen sind beschwerlich aber nicht gefährlich.*

Seit Februar war er bettlägerig, führte jedoch seine Amtsgeschäfte vom Bett aus weiter. Im Frühjahr erkrankte Nanette Schiller an einer Seuche und starb am 23. März, noch keine 19 Jahre alt – ein schwerer Schlag für die ganze Familie. Auch Frau Dorothea und Tochter Louise kränkelten, deshalb kam im Mai Christophine Reinwald aus Meiningen zur Pflege des kranken Vaters. Sie schrieb von da an auch seine amtlichen Briefe. Im Juni wurde Rittmeister Beuttel als Hilfskraft auf die Solitude kommandiert. Die Schmerzen des Kranken wurden immer schlimmer, bis auf die Straße waren nachts seine Schreie zu hören. Nach den Schilderungen in den Briefen wird heute angenommen, daß Johann Kaspar Schiller an Prostatakrebs litt, der auch zu seinem Tode führte. Wiederholt rief er, so schrieb Christophine im Juli nach Jena, die Angehörigen zusammen im Glauben, es gehe mit ihm zu Ende.

Im Frühjahr 1796 überquerten die Franzosen den Rhein und bedrohten Süddeutschland. Am 6. Juli

räumten die Österreicher das Lazarett auf der Solitude, und die Familie Schiller brachte ihre wertvollste Habe im Leonberger Schloß in Sicherheit. Auch der kranke Major Schiller sollte dorthin gefahren werden. Schon stand ein Fuhrwerk vor dem Haus, da weigerte sich der Kranke wegen seiner Schmerzen, das Haus zu verlassen. So mußte er erleben, wie französische Freischärler seine Wohnung plünderten und Frau und Töchter in Angst und Schrecken versetzten. Ruhe kehrte erst ein, als in den ersten Augusttagen reguläre französische Truppen das Schloß besetzten. Noch einen ganzen Monat dauerte sein Leiden, ehe Johann Kaspar Schiller in der Frühe des 7. September 1796 starb. Auf der Solitude war der Friedhof belegt, außerdem galt die Gegend als unsicher, deshalb ließ ihn die Witwe in Gerlingen begraben, wo auch schon die Tochter Nanette ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Nach dem Erhalt der Todesnachricht schrieb der Dichter an seine Mutter: *Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute, verewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmütige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und tatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja, wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und so mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im dreiundsiebzigsten Jahr mit einem so kindlichen, reinen Sinn aus der Welt scheiden. Sechs Jahre später schrieb ihm Christophine nach dem Tod der Mutter: *Der liebe Vater hatte gewiß recht viele gute Seiten, und in einer anderen Lage wäre er ein vortrefflicher Mann geworden. In dieser sich zu halten, besaß er zu wenig Klugheit, und seine heftigen Leidenschaften ließen ihn manches von einer anderen Seite ansehen, und er mußte oft ungerecht scheinen, was er doch nie wollte. Denn er war äußerst gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten und streng gegen sich und andere. Aber doch hatte er Zartheit, wenn man ihn nur zu behandeln wußte und nicht im Augenblick der Leidenschaft die Sache durchsetzen wollte. Ich weiß sehr oft, wie lästig ihm dieses Betragen war, und wie unzufrieden er mit sich selbst war, wenn er jemand dadurch beleidigt hatte; aber er hatte doch nicht Kraft genug, bei der nächsten Gelegenheit sich zu maßigen.**

Dieses ungemein nüchterne Urteil beruht ganz auf Christophines persönlicher Erfahrung. Sein choleriesches Temperament war für sie der wichtigste Charakterzug ihres Vaters. Aber sie kannte ihn nur als Offizier, seinen mühsamen Weg bis dahin hatte sie nicht miterlebt, deshalb konnte sie auch nichts darüber aussagen, und es ist zu fragen, ob sie ihren Vater nicht unterschätzt hat. Denn für uns Außenstehende liegt 200 Jahre später das Besondere dieses

Lebens in dem ungeheuren Maß an Willensstärke, Ausdauer und Genügsamkeit, das den früh Vaterlosen vom Bauernbublein zum Baderlehrling, zum Eskadronsfeldscher, zum Wundarzt, zum Hauptmann und Buchautor und schließlich zum Inspektor der herzoglichen Gärten hat aufsteigen lassen. Nie war er mit dem Erreichten zufrieden, noch in seinen letzten Jahren träumte er davon, Festungskommandant in Tübingen oder Mitglied der Kurfürstlich mainzischen Akademie der nützlichen Wissenschaften zu werden. Für diesen Aufstieg war ein beträchtliches Maß an Selbstbewußtsein erforderlich. Spuren davon finden sich auf seinem ganzen Weg: als frischgebackener Leutnant hat er sich in Uniform malen lassen; als unterbeschäftigter Offizier schrieb er seine ökonomischen Beiträge; als sein Sohn zum Professor ernannt wurde, da brachte er die eigene Lebensgeschichte zu Papier, und er scheute sich nicht, die herrschenden Adelsgesellschaften bei sich als vornehmen Pöbel zu bezeichnen.

Johann Kaspar Schiller ist als gläubiger Christ gestorben. Seit vielen Jahren hatte er den Tag mit einer Hausandacht begonnen, und seine selbstverfaßten Gebete geben einigen Einblick in seine streng lutherischen Glaubensvorstellungen. Immer ist ihm der Preis der Allmacht Gottes wichtig, dazu kommt der Dank für die eigene Bewahrung und die Bitte um getreuliche Erfüllung der täglichen Pflichten. Er ist dankbar für das, was er hat, besonders für seinen Verstand, durch den er sich *über meine Herkunft und Erziehung, über viele meinesgleichen emporheben konnte*. Andererseits ist es ein bewegendes Zuge-

ständnis, wenn er dem Sohn schreibt, er habe für ihn immer mehr Furcht als Hoffnung genährt, weil er diesen zur Erreichung seiner über dem väterlichen Horizont gelegenen Absichten niemals habe unterstützen können.

Die hochfliegende Art des Künstlers, sein Bruch mit der Konvention war für den vom Militär Geprägten immer eine Anfechtung gewesen. Die offene Auflehnung war seine Sache nicht, er gehörte in die festgefügte Welt des Ancien Régime, des vorrevolutionären Absolutismus. Die Möglichkeiten aber, die ihm innerhalb dieses Rahmens offen standen, die hat er gegen viele Widerstände ausgeschöpft und eine Lebensleistung vollbracht, die noch heute unser Interesse verdiente, wenn er nicht zu allem auch noch der Vater des Dichters Friedrich Schiller gewesen wäre.

QUELLEN (auszugsweise)

Johann Kaspar Schiller: Meine Lebensgeschichte, Wiederdruck 1, Marbacher Schillerverein, 1993.

Johann Kaspar Schiller: Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstands, 1769.

Johann Kaspar Schiller: Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjähriger Erfahrung im Kleinen ... hrsg. von Gottlieb Stolle, 1993. Briefbände der Schiller-Nationalausgabe: Bd. 28 (Briefe Schillers) und Bde. 33, 34, 36 und 39 (Briefe an Schiller)

Wolzogen, Alfred v.: Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und zur Familie v. Wolzogen, 1859.

Buchwald, Reinhard: Kaspar Schiller. In: Schwäbische Lebensbilder Bd. 1, 1940 (dort auch weitere Literaturhinweise).

Missenharter, Hermann: Kaspar Schiller. In: Schwäbische Essays, 1946.

Maisch, Agnes: Herzoglicher Garteninspektor auf der Solitude. In: Beilage zum Staatsanzeiger Baden-Württemberg, 1989/1.



Gedenktafel an der evangelischen Kirche in Gerlingen, zu Füßen der Solitude gelegen.